In freier Stunde

Der Freibauer

Roman von Gustav Schröer

(Schluß.) (Nachdruck verboten)

Mit ihr hatte er eine lange Unterredung. Er stieß bei seinen Plänen auf härteren Widerstand, als er erwartet hatte, und erst als er sagte: „Bedenke, daß dein Sohn eigentlich ein altes Recht auf das hat, was ich ihm biete. Es hat doch nur wenig gefehlt, dann wäre er auch mein Sohn geworden," da schwieg die Frau und faltete die Hände wie zum stillen Gebet.

Nun rief Fryman den jungen Bauern.

„Wann wollt ihr heiraten?" fragte er.

„Noch vor Weihnachten."

„Und Martha Schmidt soll nach Möncheback ziehen?"

„Doch nicht anders, Freibauer."

„Ich will dir einen Vorschlag machen, Fritz, und habe eben mit deiner Mutter darüber geredet. Ihr zieht nach Rehbach."

„Wie denn das?"

„Du kaufst mir den Freihof ab."

Da lachte Fritz Menzel: „Wollt Ihr mich zum besten haben? Wie soll ich armer Teufel den Freihof bezahlen?"

Fryman blieb ernst und sagte: „Höre zu, Fritz, und unterbrich mich nicht. Ich habe außer den Söhnen meines Vetters zweiten Grades keine Verwandten. Von denen aber erbt der eine das Stadtgut in Wilferdingen, für die Ebene eine wahre Musterwirtschaft, der andere ist Amtsrichter in Dormbrück. Bei denen war ich, als ich kürzlich verreist war. Mit dem Amtsrichter habe ich auch über die rechtliche Lage nach meinem Tode gesprochen. Er hat mir versichert, daß ich weder gesetzlich noch moralisch ihnen verpflichtet sei. Das letztere trifft bestimmt nicht zu, und das erstere halte ich für zweifelhaft. Er hat mir, wenn ich es mir recht deute, wohl nur zu verstehen geben wollen, daß keiner von ihnen zur Erlangung eines Teiles der Erbschaft die Hilfe des Gerichtes in Anspruch nehmen würde, wenn ich ihnen nicht freiwillig etwas überwiese. Das aber will ich tun. Nun ist mein Plan der: dein Vatergut verkaufst du an deine Schwester. Du gibst es ihr für den Preis, den sie aus dem Verkauf ihres jetzigen Gutes löst. Jedenfalls soll sie das neue Besitztum schuldenfrei übernehmen. Auch Martha Schmidts Liegenschaften verkauft ihr samt dem Häuschen. Ich könnte es euch zwar abnehmen, aber es ist besser, es geht in andere Hände. Ihr braucht es nicht. Was du aus den beiden Anwesen lösest, zahlst du mir für den Freihof."

Fritz Menzel wollte etwas erwidern, aber der Freibauer legte ihm die Hand auf den Arm und fuhr fort: „Das werden nach meiner Schätzung etwa vierzigtausend Mark sein. Dies Geld ist mein. Das aber, was ich jetzt auf der Bank stehen habe, und das ist noch eine nennenswerte Summe, denn die Frymans sind immer sparsam gewesen, das erhalten noch zu meinen Lebzeiten meine Verwandten. Ich will mir nicht erst nach meinem Tode mit dem Gelde Freunde machen. Den Freihof erhältst du nicht ganz. Die Wiese am Bießnitzbache und einige Waldparzellen bleiben mein. Von dem Reste lasse ich die Hälfte dir überschreiben, die Hälfte deiner Braut. Es ist ihr Heiratsgut. Deine Hälfte magst du als bezahlt betrachten. Die letzten Grundstücke aber erhaltet ihr nach meinem Tode. Ihr geht andererseits die Verpflichtung ein, für mich und mein Kind zu sorgen, solange wir leben. Es ist das eine Form, aber sie muß auch bedacht werden. So treten zwar auf dem Freihofe Zustände ein, wie sie nie da geherrscht haben, aber die Zeiten sind derartig, daß es keinen anderen Ausweg gibt. Nun, Fritz, was sagst du zu meinem Vorschlage?"

„Freibauer, das kommt auf mich zu wie — ein Regen. Laßt mir Zeit. Den Freihof! Mutter, ich den Freihof!"

„Hier ist Ueberlegung nicht not. Du weißt genau, was du aus der Hand gibst, und weißt genau, was du dafür hinnimmst. Entscheide dich! Ich will einen raschen Entschluß."

„So nehme ich in Gottes Namen an. Das Geschenk aber ist so groß! Freibauer, wie soll ich's Euch danken?"

Der Freibauer winkte mit der Rechten. „Sei wacker. Damit dankst du mir."

Fritz Menzel reichte ihm die Hand: „Das will ich. Und laßt mich Euch, soweit es in meinen Kräften steht, ein guter Sohn sein."

Das nahm der Freibauer an, und so erhielt das Gut einen neuen Herrn.

Verkauf und Ueberschreibung geschahen rasch.

Im November aber wurde in Rehbach die stille Hochzeit Fritz Menzels und Martha Schmidts gefeiert, und auf dem Freihofe gab es wieder ein rüstiges, frohes Tagewerk und ein trautes Heim, in dem auch die Kranke aufgehoben war, „wie im Himmel".

Der Freibauer ward Amtsvorsteher, und seine Stube mit dem Ausblick nach dem Garten wurde seine Amtsstube. Die trat er dem neuen Herrn nicht ab.

Nach einem Jahre kehrte ein kräftiger Stammhalter auf dem Gute ein, und dem folgte nach drei Jahren ein Schwesterlein. Der Freibauer hieß der Großvater und war es gern und ganz.

Die Kranke lebte noch etliche Jahre. Zuletzt war

sie dauernd bettlägerig. In der Zeit kam es vor, daß sie klaren Auges um sich blickte, mit Anna Dorothea, der treuen Pflegerin, die neuen Verhältnisse besprach und sich dann weinend nach der Wand kehrte. Es hat niemand erfahren, ob sie die Zeit verstand. Sie wurde immer zarter, und eines Tages schlief sie ein wie ein Kind am Abende unter den Händen der Mutter, mit lächelndem Antlitz. Sie ging aus dem Himmel in den Himmel.

Anna Dorothea war ganz die treue Großmutter ihrer Enkel. Man hatte es zwar im Dorfe nicht vergessen, daß sie einst die „kluge Frau" gewesen war, aber man sprach nicht darüber. Ueberall begegneten ihr die Leute mit Achtung. In ihren Werken aber fand sie keine Nachfolgerin. Ein Stück alter Zeit erstarb vor der Gegenwart. Und es war gut.

Auch der alte treue Pfarrer ging heim, und ein neuer, aber nicht immer guter Geist begann sachte in Rehbach Fuß zu fassen.

Der Freibauer lebte noch eine Reihe von Jahren. Noch als Achtzigjähriger hielt er sich strack und aufrecht und hatte an geistiger Spannkraft nichts eingebüßt.

Als man es ihm nahelegte, sein Grundstück am Bießnitzbache zur Anlage einer Fabrik zu verkaufen, da wies er das Ansinnen starrköpfig von sich. Er sagte: „Wir haben auf dem Lande Brot und Arbeit genug für alle, die auf den Bauernhöfen arbeiten wollen. In die Fabrik sollen sie nicht gehen." Und er ließ sich auch durch keine Erwägungen und durch kein Gebot umstimmen.

Als aber die neue Kraft, die Elektrizität, ihren Siegeszug durch die Lande antrat, da bereitete ihr der Freibauer eine Heimstätte am Bießnitzbache. Rehbach war eines der ersten Dörfer, in denen in den Bauernhäusern das elektrische Licht brannte, und die elektrische Kraft den Wirtschaften nutzbar gemacht wurde.

Eine große Freude war es dem alten Fryman, als dem jungen Freibauer gestattet wurde, sich Menzel-Fryman zu nennen.

Die Jahre vergingen, und die angenommenen Enkel wuchsen zu frischen, freudigen Menschen heran.

Eines Tages saß Fryman in seiner Amtsstube. Er hatte kürzlich den Sohn einer armen Witwe vom Militärdienst frei gebeten. Nun hielt er den günstigen Bescheid in den Händen.

Da entsank ihm das Blatt, und sein Kopf fiel hart auf die Tischplatte. Freibauer Fryman war tot.

Der Streit der Gelehrten

Von Heinz Oskar Wuttig

In der Universitätsstadt war eine wissenschaftliche Tagung der Experimentalpsychologen. Die neuesten Forschungsergebnisse auf psycho-medizinischem Gebiete sollten ausgetauscht werden, hervorragende Gelehrte und Kapazitäten vieler Nationen wurden erwartet. Auch Professor Lenck, ein anerkannter Wissenschaftler, reiste aus seiner Heimat in die Kongreßstadt. Er freute sich nicht nur auf die Tagung, sondern auch auf das Wiedersehen mit seinem alten Freunde Bongs, der dort als verheirateter Kanzleirat lebte und ihn eingeladen hatte, für die Zeit der Tagung bei ihm zu wohnen. Lenck war sehr froh darüber. Er haßte Hotels.

Am Vormittag kam er schon an. Es gab eine herzliche Begrüßung, Bongs holte ihn von der Bahn ab, nahm ihn gleich mit nach Haus, stellte dem Freunde seine Frau vor, und dann saßen sie bis zum Spätnachmittag zusammen und erzählten. — Am selben Abend wurde der Kongreß noch eröffnet, und so erhielt der Professor beim Verabschieden von Bongs die Haus- und Flurschlüssel ausgehändigt. Man konnte sich denken, daß es spät werden würde, und Lenck wollte auf keinen Fall seinen Freund noch einmal zur Nachtzeit bemühen. —

Gleich die erste Sitzung brachte hitzige Debatten über Streitfälle, ein Für und Wider der Meinungen. Temperamentvoll verteidigten die Gelehrten ihre Ansichten, mit Leidenschaft trugen die Gegner ihre unblutigen Angriffe vor. Professor Lenck hatte schon mehrmals Gelegenheit gehabt, lebhaft in die Diskussion einzugreifen. Anläßlich einer wesentlichen Fragestellung des Vortragenden geriet er aber bei der Beantwortung plötzlich in den Mittelpunkt der Diskussion. Alles horchte auf. Professor Lenck erschütterte in seiner Rede eine bisher für maßgeblich gehaltene Tatsache. Er leugnete nichts Geringeres als die Reaktionen des menschlichen Unterbewußtseins.

„Der tierhafte Instinkt für eine Gefahr," so führte er aus, „ist im Menschen nur noch bruchstückweise vorhanden. Er reicht in keinem Falle mehr aus, um eine Warnung oder gar einen Schutz vor dieser zu gewährleisten. Nur durch die Wahrnehmungen unserer wachen Sinne sind wir imstande, uns auf eine akute Gefahr einzustellen und ihr erfolgreich zu begegnen. Mit anderen Worten: Man kann eine gefährliche Situation nur überstehen, wenn man sie vorher kennt."

Eine Versammlung von unwilligen, teils lachenden, teils entrüsteten Gesichtern saß um Professor Lenck. Denn was dieser eben geredet hatte, war gerade die Umkehrung dessen, was bisher angenommen und gelehrt wurde. Schade, Professor Lenck war bisher ein Mann gewesen, den man ziemlich ernst genommen hatte. Besonders ein alter Geheimrat griff jetzt Lenck heftig an und verlangte Beweise.

„Denken Sie an die ganze Welt der Artistik," gab ihm Lenck zur Antwort, „an die Trapezkünstler, an die Seilspringer, weiter, denken Sie an die Gerüstbauer der Wolkenkratzer in Amerika. Jeder Schritt muß hundertmal ausprobiert sein. Jede Möglichkeit berechnet und die kleinste Eventualität einbezogen werden. Vor drei Jahren hat ein Mann die Niagarafälle auf einem Seil überquert. Glauben Sie, daß der Mann das hat im Schlafe tun können?"

„Was aber sagen Sie zu den Schlaf- und Traumwandlern, Herr Professor?" kam ein gegnerischer Einwurf.

„Soweit es sich um Fälle handelt, in denen Schlafwandler auf schmalen Dachfirsten spazieren gehen und an glatten Wänden hochklettern, halte ich sie für Ammenmärchen. Ich habe einmal einen solchen Fall in Behandlung gehabt. Nachher stellte sich heraus, der Mann war Simulant und von Beruf Seiltänzer im Zirkus. — Nein, meine Herren, ich muß es noch einmal sagen: Leider hat der Mensch keinen Schutzengel in der Existenz eines ausgebildeten Instinktes, der ihn sicher durch eine ihn umgebende Gefahr leitet. Wenn Sie von mir verlangten, ich sollte mit verbundenen Augen hier im dritten Stock auf einer Holzplanke die Straße zur anderen Seite überschreiten, so müßte ich Sie schon bitten, mir Zeit zu lassen, um noch vorher mein Testament zu machen. Im übrigen bin ich gern bereit, meine Behauptungen morgen an dieser Stelle durch das Material meiner Untersuchungen zu erhärten."

Als Professor Lenck wieder Platz nahm, saß er ziemlich allein. Manche seiner Kollegen waren verärgert über solche Mißachtung wesentlicher Erkenntnisse der modernen Psychologie, andere wieder belustigten sich über den Unsinn, der eine heitere Note in den Kongreß gebracht hatte. — So kam es, daß Professor Lenck nach Schluß der Sitzung beim abschließenden Schoppen im Universitätskeller eine etwas komische Rolle spielte und zeitiger als die anderen aufbrach, um nach Hause zu gehen.

Trotzdem war es spät genug geworden. Kein Licht brannte mehr in den Straßen. Es war eine finstere, mondlose Nacht und nicht ganz leicht für Lenck, im Gewirr der Straßen die Amselgasse wiederzufinden, in der sein Freund Bongs wohnte. Er hatte Glück, daß ihm dies auf einem verhältnismäßig kurzen Umweg gelang. Endlich stand er vor dem Haus. Aber alles kam ihm plötzlich so fremd vor. Die große Tür, die Säulen, der buschige Vorgarten. War es denn überhaupt das richtige Haus? Die Nummer war nicht zu erkennen. Aber der Schlüssel paßte, es mußte also stimmen. Knarrend ging die Haustür auf und fiel hinter Lenck wieder ins Schloß. Er drehte den Schlüssel herum, suchte nach dem Lichtschalter, fand ihn — aber die Beleuchtung war nicht in Ordnung. Das war eine dumme Geschichte, denn Lenck war auf einmal sehr unsicher geworden und konnte sich nicht mehr genau darauf besinnen, ob Bongs im zweiten oder im dritten Stock wohnte. — Kein Lichtstrahl fiel von außen in das Treppenhaus. Langsam tastete sich Lenck vor,

das Geländer war wackelig und quietschte, laut dröhnte es durch das Haus, wenn er mal gegen das Holz der Stufen trat. Auf dem zweiten Absatz machte er Halt. Nichts konnte er sehen, es war, als ob sein Kopf in einem Sack steckte. Er suchte nach Streichhölzern. Fand in der letzten Tasche eine Schachtel. Ein einziges war drin. Beim Entzünden blies es ein Luftzug aus, und noch schwärzere Dunkelheit umgab Lenck. Schließlich stand er vor einer Tür, hinter der er die Wohnung seines Freundes vermutete — doch an der Gravierung des Namensschildes fühlte er einen langen Namen mit vielen Buchstaben —, er war also falsch gegangen.

Wieder ging es langsam eine Treppe höher. Auf dem nächsten Absatz verfehlte er eine Stufe, faßte noch das Geländer, aber der Hausschlüssel, den er in der Hand hielt, fiel scheppernd in den tiefen Schacht. — Eingeschlossen war er nun auch noch. — Als sich der Name Bongs im dritten Stock ebenfalls nicht fand, war Lenck inzwischen auf dem Höhepunkt seiner Verzweiflung angelangt. Irgendwo zu klingeln und harmlosen Leuten die Nachtruhe zu stören, kam ihm zu verbrecherisch vor. Trotz aller Unsicherheit hatte er im geheimen doch noch das Gefühl, einmal die Wohnung des Freundes zu finden. Hinauf und herunter tappte der Professor, fühlte noch einmal die erreichbaren Namensschilder ab, aber ohne Ergebnis.

Ueber eine halbe Stunde irrte er jetzt schon im Treppenhaus herum und war zuletzt so verwirrt, daß er nicht mehr wußte, ob er sich im Erdgeschoß oder im vierten Stock befand. Seine Schienbeine schmerzten, so oft hatte er sich gestoßen, und eine grenzenlose Müdigkeit kam über ihn. Schon machte er sich mit dem Gedanken vertraut, sitzend die Nacht auf der Treppe zu verbringen, als seine tastende Hand in der Wand plötzlich eine Vertiefung verspürte. Der Flur schien dort um eine Ecke zu gehen. Hier hatte Lenck noch nicht gesucht. Das war ihm neu. Vor sich erkannte er eine Glastür. Er strengte sein Gehirn an, um nachzudenken, ob er am Tage durch eine Glastür gegangen war. Aber er war schon so verwirrt, daß er sich an nichts mehr erinnern konnte und alles für möglich hielt.

Er ging also durch die Tür, stieß an etwas Blechernes, ging weiter und weiter. Aber plötzlich knarrten die Dielen unter ihm stärker, der Fußboden wippte und bog sich durch. Zugleich war die Wand neben ihm verschwunden, ein kühlerer Luftzug umgab ihn, und durch die Finsternis leuchteten plötzlich die Sterne. — Ein jäher Schrecken überfiel Lenck. Er befand sich also gar nicht mehr im Treppenhaus! Rasch wollte er umkehren . . . da fühlte er rechts neben sich keinen Boden mehr, links war dasselbe. Er trat ins Leere. Konnte weder vor noch zurück und stand wie angenagelt. — Ein eisiges Gefühl kroch ihm langsam den Rücken hoch. Der Angstschweiß brach ihm aus. Er griff nach etwas Festem, um sich anzuklammern. Er fand nichts. Er wollte schreien. Dann ließ er es, ging langsam in Hockstellung, um zu fühlen, worauf er eigentlich stand. Es war ein dünnes, schmales Brett.

Nach fürchterlichen Stunden qualvollen bewegungslosen Sitzens in dieser Stellung — der Professor hatte nicht einmal gewagt, seinen Fuß auch nur um einen Zentimeter zu rühren — graute endlich der Morgen, und allmählich konnte Lenck etwas von seiner Umgebung erkennen. Was er jedoch sah, ließ ihm sein Blut in den Adern gefrieren. Er befand sich außen am Haus auf einem Baugerüst und hockte auf einem Brett drei Stockwerke über der Straße. Sein Weg in der Nacht war von einem Podest aus acht Meter weit über einen freihängenden Bohlensteg gegangen. Er war nur fünfundzwanzig Zentimeter breit.

Eine Turmuhr schlug die vierte Morgenstunde, als sich endlich die ersten Schritte auf der Straße vernehmen ließen und ein kläglicher Hilferuf den frühen Passanten herbeirief. Als Lenck von oben seiner ansichtig wurde, hätte er ihn allerdings am liebsten wieder dahin gewünscht, wo der Pfeffer wächst, denn kein anderer als sein Gegner, der alte Geheimrat, der erst jetzt vom ausgedehnten Kongreßschoppen kam, stand überaus erstaunt auf dem Fahrdamm.

„Hallo, Professor, wie kommen Sie denn da herauf!" ertönte seine Stimme.

„Sagen Sie mir lieber, wie ich wieder herunterkomme," klagte Lenck von oben.

„Erkennen Sie die Gefahr, mein Lieber, dann wird es schon gehen!" Der Geheimrat stand unten und lachte. Aber Lenck lachte gar nicht. Denn zitternd und völlig erschöpft, sah er keine Möglichkeit, mit vollem Bewußtsein den Weg zurückzugehen, den er in der Nacht in Unkenntnis der Gefahr sicher gegangen war.

Schließlich wurde die Feuerwehr alarmiert, der Professor auf einer großen Leiter aus seiner wenig gemütlichen Situation befreit, und im ersten Stock wunderte sich Herr Bongs sehr über seinen alten Freund.

Der Kongreß erfuhr jedoch schon am Mittag, daß Professor Lenck seine Beweisführung für die am Tage vorher aufgestellten Behauptungen aus unbekannten Gründen abgesagt hatte.

Der erste Weltmeister des Pedals

Wir bewundern als Varietébesucher oft die vortrefflichen Radfahrtruppen. Mit ungemeinem Geschick schweben sie vor unserem Auge dahin, und es erweckt den Anschein, als wären sämtliche Gesetze der Schwere ihretwegen aufgehoben. So sehr wir uns jedoch an ihrer Kunst begeistern, dürfen wir nicht vergessen, welches die repräsentable Erscheinung war, deren bloße Nachahmer sie sind.

Man erlaube mir zu bemerken, daß der Name dieses Bahnbrechers Nick Kaufmann ist. Da unser Gedächtnis zu wünschen übrig läßt, wird uns entfallen sein, daß er der preisgekrönteste Kunstradfahrer aller Zeiten war. In ihm hat die Artistenwelt ein Vorbild zu erblicken. Wenn er im vollen Ornat auf der Bühne stand, reichte die Pracht der errungenen Orden von den Schulterblättern bis zum Hüftgürtel. Er war Inhaber sämtlicher zu Recht bestehender Meisterschaften. Vierzig goldene Medaillen und ein betörender Weltmeisterschaftsgürtel zeugen von Nick Kaufmanns einstiger Größe.

Wir älteren Varietébesucher fanden Gelegenheit, ihn noch im Sattel zu bewundern. Wir möchten keineswegs bestreiten, daß es außer ihm auch andere Popularitäten gab. Aber als Meister des Pedals wurde keiner annähernd so gepriesen wie er. Er war eine Berühmtheit, mit allem, was dazugehört.

Hoffentlich wissen seine Nachfolger, daß Nick Kaufmann noch am Leben ist. Nick Kaufmann lebt sichtbar und mit einigem Geschick in Berlin. Also wäre es ebenso töricht wie ungerecht, von Verschollenheit zu sprechen.

Ich wußte nicht, inwieweit ein mehrfacher Weltmeister Verständnis für den Wissensdrang des Journalisten hat und kündigte ihm meinen Besuch vorsichtshalber an. Dann betrat ich respektvoll das Haustor, stieg unter Zuhilfenahme eines Fahrstuhls in die kühne Höhe der vierten Etage und drückte auf die Klingel.

Ich wurde in die Diele geführt, aus der die blauen Fluten der Wildwest-Romantik emporschlugen. Neben der Flurgarderobe sproß ein Strauß furchteinflößender Indianerlanzen. An der gegenüberliegenden Wand wiegte sich drohend und kriegerisch der Kopfschmuck eines Siouxhäuptlings, wohingegen die übrige Fläche von Geweihen eingenommen war. Daß Nick Kaufmann mich auf die natürliche Art des zivilisierten Mannes und keinesfalls mit irgendeinem Kriegsgeheul empfing, war der erste Gewinn des Tages.

Auch seiner übrigen Vorzüge soll Erwähnung geschehen. Man darf nicht der irrigen Meinung sein, daß ich einen leidenschaftlichen Verehrer rauher Sitten vorfand. Nachdem sich die Geweihe als nicht von ihm erbeutet, die Lanzen als ungefährlich und der Indianerhelm als ein dekorativer Wandbehang herausgestellt hatten, sah ich in Nick Kaufmann einen friedfertigen, vergnügten Herrn. Wüßte ich nicht von seinem artistischen Können, ich würde ihn für einen Diplomaten älterer Schule halten. Bei seinem vornehmen Aussehen war es durchaus möglich, daß er irgendeine fremde Macht vertrat.

Nick Kaufmann ist, was ohne Gefahr behauptet werden kann, ein Lebenskünstler. Obzwar er schon die Siebzig überschritten hat, fehlt es ihm nicht an vitaler Frische. Angeblich trägt sie ihren Grund in dem völligen Verzicht auf eine pedantische Lebensweise. Andere Leute seines Alters trinken Lindenblütentee und gehen spätestens um zehn ins Bett. Nick Kaufmann beginnt um diese Zeit mit seiner zweiten Tageshälfte. Nur an Abenden, wenn er absolut nichts vorhat, kommt er schon um Mitternacht nach Hause. Sonst aber eine Kleinigkeit später — und zwar aus dem einleuchtenden Grunde, weil seine Freunde immer wieder erneut mit ihm anstoßen wollen. Man erweist nämlich Nick Kaufmann noch sämtliche Ehren, die ein Weltmeister verdient. Er ist Vorsitzender der Hälfte aller Radfahrvereine, während die andere Hälfte ihn mindestens als Ehrenmitglied führt. Sogar ein Automobilklub ließ es sich nicht nehmen, ihn mit Anmut und Würde zu bekleiden.

Wir sehen ihn also in schlichter Größe teils von Aemtern und teils von der Erinnerung leben. Ein Weltmeister kann seinen Lebensabend kaum angemessener verbringen.

Was nun die Erinnerung betrifft, so machte es ihm Spaß, darüber ausführlich zu sprechen. Die Gerechtigkeit verlangt,

daß ich zunächst wiederhole, welchen Beruf er eigentlich ergreifen wollte. Er wollte eigentlich Photograph werden. Es ist ein Zufall, daß er es nicht wurde. Aber das Vorhandensein eines Hochrades im Keller seines amerikanischen Chefs verleitete ihn statt zur Arbeit zu heimlichen Versuchen. Nur war bedauerlich, daß man in einem engen Raum nicht radfahren, sondern höchstens balancieren lernt. Aus der Not machte Nick Kaufmann eine Tugend und lernte im Stand die unglaublichsten Kunststücke. Es waren graziöse und mutwillige Gebilde, die er vollführte. Und sie brachten ihm innerhalb eines Jahres drei Preise ein.

Bald sehen wir ihn im Schmuck der ersten Meisterschaftsmedaille. Er ist nun nicht mehr Photograph. Er ist der Photographierte. Mit bekannter Ausführlichkeit schildern die amerikanischen Blätter seinen Lebenslauf. Weshalb es sich auch die europäische Presse nicht nehmen ließ, das Wunder zu erwähnen.

Es dauerte nicht lange, da sah man ihn auf den bedeutendsten Varietébühnen der Welt so turbulente Tricks vollbringen, daß kein Herz vor solchem Künstler ungerührt blieb. Wo er auftrat, bevölkerten sich die Logen mit Staatsmännern und Exzellenzen. In Wien konnte sogar die Apostolische Majestät nicht umhin, seinetwegen erstmalig den Besuch eines Varietés zu wagen. Von seinen Fähigkeiten gibt uns die Tatsache einen Begriff, daß er der erste war, der ein Rad im Fahren auseinandernahm. Nur ein Kenner kann beurteilen, wie schwierig diese Art Montage ist.

Nick Kaufmann, ein Mann von Humor, hat auch allerlei fahrbare Ungetüme ersonnen und auf ihnen die halsbrecherischsten Dinge vollführt. Zuweilen sah man ihn auf einem ellenlangen Gestell dahergeradelt kommen. Zuweilen auf verbogenen Rädern im Schweiße seines Angesichts die Bühne überqueren. Das war vor dreißig Jahren eine noch nicht dagewesene Sensation, und die Wände dröhnten vom Beifall.

Es ist nicht etwa nur ein Zufall, daß er sich in Berlin auf seinen Lorbeeren ausruht. Von Berlin aus verbreitete sich einst sein Ansehen über den europäischen Kontinent. Hier erreichte ihn der Weltkrieg, den er als amerikanischer Staatsbürger teils auf dem Polizeipräsidium, teils in häuslicher Gemeinschaft mit seiner wertvollen Briefmarkensammlung verlebte. Hier gründete er die erste Rollschuhbahn. Hier opferte er seine sämtlichen vierzig Medaillen der Obersten Heeresleitung. Und da sein Sohn hier auch ein verdienstvolles Amt im Bereich der Kulturfilme bekleidet, ist Berlin seine zweite Heimat geworden.

B. M.

Lachen unter Tropensonne

Lustige Anekdoten aus ehemaligen deutschen Kolonien

Der verkannte Melkschemel

Die Brüder der Mission vom Heiligsten Herzen Jesu hatten im Ovamboland eine Station eingerichtet. Eines Tages kam zur weiteren Ausstattung ein Ochsenwagen mit landwirtschaftlichen Geräten an. Darunter war auch ein Melkschemel. Der Missionar gab ihn dem Herero, dessen Pflicht es war, die Kühe zu melken, mit der Weisung, ihn zu benützen. Als der Melker am ersten Tage den Kuhstall verließ, war der Mann bös zugerichtet, und der Eimer war leer. Der Missionar forderte eine Erklärung, und der baumlange Herero antwortete. „Melkschemel sehr gut, Herr, aber Kuh will nicht drauf sitzen."

Kuchen mit Hagel

In seinem Buche „23 Jahre Sturm und Sonnenschein in Afrika" gibt Oberst Schiel die folgende hübsche Anekdote zum besten: Ein Negerkönig hatte durch Zufall einmal ein Stückchen schlesischen Streußelkuchen, den meine Frau vorzüglich buk, zu schmecken bekommen. Daraufhin schickte er meiner Frau eine Kuh zum Geschenk und sagte sich gleichzeitig für den folgenden Sonntag zu Besuch an; er wollte Kaffee trinken und „Kuchen mit Hagel" essen. Meine Frau buk Kuchen — — — — — — als ob sie eine Bauernhochzeit auszurüsten hätte. Doch die königliche Hoheit hatte den Ehrgeiz, nichts, absolut nichts von dem Kuchen übrigzulassen. Zum Schluß war der Häuptling nahe am Platzen. Aber noch ein riesiges Stück, das letzte, lag auf dem Teller. Was machen? Der König war in schwerer Sorge. Endlich glitt ein Leuchten über sein Gesicht. Er griff mit spitzen Fingern zu und aß den „Hagel" von dem Kuchen ab. Das übriggebliebene leergegessene Stück nahm er mit für seine Lieblingsfrau.

Abwechslung in der Küche

Hagenbeck, der Tierhändler, erzählt: Als ich mich einst längere Zeit in Ostafrika aufhielt, konnte ich trotz größter Mühe nicht erreichen, meinem eingeborenen Koch klarzumachen, daß auch der größte Liebhaber von Roastbeef diesen köstlichen Braten schließlich nicht mehr sehen kann, wenn er ihn tagaus tagein vorgesetzt bekommt, ohne daß je ein anderes Gericht dieses ewige Einerlei unterbricht. Schließlich kam ich auf den Gedanken, mit Hilfe eines Wörterbuches eine Liste von elf anderen Gerichten zusammenzustellen und versuchte nun an Hand dieses Verzeichnisses dem Koch auseinanderzusetzen, daß ich künftig etwas mehr Abwechslung auf der Speisekarte zu haben wünschte. Der Erfolg war erstaunlich. Denn triumphierend erschien am Abend der Koch und setzte mir die gewünschten elf Gerichte vor — alle elf auf einmal!

Der Turner

Das klassische Buch deutsch-afrikanischen Kolonialhumors sind die „Schwarzen Schwänke" von Oberregierungsrat Dr. Nigmann. Hieraus zum Schluß gekürzt die folgende Anekdote: Hauptmann T. wollte in seiner Askari-Kompagnie das Turnen einführen, denn er war selber ein vorzüglicher Turner. Es wurde also ein schönes Reck gebaut, und T. turnt der im Kreise versammelten Kompagnie etwas Glänzendes vor. Zum Schluß macht er den Riesenschwung, landet mit einem schönen Salto auf der festen Erde und sieht sich bewunderungsheischend im Kreise der Askaris um. Er bemerkt, daß alle staunen, aber dann hört er, wie einer dieser Urwaldsöhne dem andern zuflüstert: „Kama nyani" („Wie ein Affe").

Die Göttin der Gerechtigkeit

Vor der Tür des Gerichtsgebäudes in T. im ehemaligen Deutsch-Ostafrika stand ein Schutztruppenführer und sein afrikanischer Ombascha (Gefreiter). Zu einer Zeit, da noch niemand an einen Weltkrieg dachte. Der schwarze Mann sah sich die Göttin der Gerechtigkeit, die mit ihrer Waage über dem Portal stand, aufmerksam an. Nachdenken lag auf seinen ausdrucksvollen Zügen. „Nun, weißt du nicht, wer das ist?" fragte der Offizier. „Wohl — wohl," antwortete der Askari, „aber ich dachte darüber nach: warum steht sie hier draußen? Sie soll hineingehen, wo man sie sucht."

Zeitschriften

„Das Innere Reich". Zeitschrift für Dichtung, Kunst und deutsches Leben. Herausgeber: Paul Alverdes und Karl Benno v. Mechow. Heft 8, November 1934. Preis pro Heft 1,80 M., vierteljährlich 4,80 M. Verlag Albert Langen/Georg Müller, München.

Ein neues Heft der schönen, von Paul Alverdes und K. B. v. Mechow betreuten Zeitschrift — das heißt Freude und innerer Gewinn. Gleich zu Beginn spricht Wolf Justin Hartmann vom tieferen Sinn des Langemarck-Sturmes: „Im Untergang der Blüte einer zerklüfteten Nation keimte und sproßte die Schöpfung für die Zukunft!" Vom deutschen Handwerk, von seinem Fleiß und von seiner soliden Tüchtigkeit fern aller Geschäftemacherei, erzählt auf sympathische Weise Heinrich Kromer in den „Erlebnissen eines Kunsthandwerkers". Selbstverständlich fehlen auch die rein dichterischen Beiträge nicht, die mit Recht den Hauptinhalt der Zeitschrift bilden. Ein eigenartiges Werk von unheimlichem Ernst, der nur durch den Chronistil gemildert wird, ist die „Chronik des Amtsschreibers von Thorshafen". Mit dieser Erzählung von den Far-Oeern tritt ein ganz neuer Name: Veronika Lühe auf, den man sich wird merken müssen. Ein wundervolles Geschenk ist „Ein Herbstgang" von Hermann Stehr, eine Versschöpfung von Goethescher Weite und Schönheit. Mit einer kleinen Betrachtung von tiefem Reiz ist Wilhelm Schäfer vertreten. Gedichte steuerten Adolf Beiß, Matthias Engels und Günter Eich bei, — wieder freut man sich, daß die Herausgeber ihre Blätter jungen Kräften so freigebig öffnen; zumal das Widmungsgedicht von Adolf Beiß ist schön durch die liebende Ehrfurcht, mit der der Verfasser dem Namen Georg Trakls, des frühverstorbenen, sich nähert.

Das Muster einer liebevollen, von wirklicher Sachkenntnis, von Achtung vor der schöpferischen Leistung und nicht zuletzt von kameradschaftlichem Zusammengehörigkeitsgefühl geleiteten Buchanzeige gibt Paul Alverdes in seinem Beitrag über J. von der Goltz' neues Kriegsbuch „Der Baum von Cléry".

So schließt sich der Bogen des Heftes, beginnend mit dem uns heiligen Namen Langemarck und endend mit einem Bekenntnis zum Geist des deutschen Soldaten, zu seiner stillschweigenden Bravheit und Tapferkeit, dem Adel seiner Gesinnung und Haltung und wir fühlen, daß all unsere inneren Kräfte, von denen dies Heft mit seinen dichterischen Beiträgen Zeugnis ablegt, nur gedeihen können, umsorgt von einem starken Reich, dem sich jeder zu Dienst und Opfer verpflichtet weiß.

■ Fröhliche Ecke ■

Höchste Kunst

„Der Meyer ist der geriebenste Gauner, den ich kenne. Der einzige, der ihn einmal hineinlegen wird, ist der Totengräber."